Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 31 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 31. Juli 1937

Vaterland

Von Hermann Hofmann

Wo vereiste Gipfel in den Himmel ragen,
Silbern kalte Wasser in die Tiefe fallen,
Wo am Berghang Männer schwere Bürden tragen,
Und an jähen Flühen Jauchzer widerhallen,
Schweizervolk, da ist dein schönes Vaterland.

Wo in dunklen Nächten wilde Winde brausen,
Schnee und Eis in graue Tiefen donnernd schlagen,
Wo die Winterstürme über Gräte sausen,
Und die Wettertannen stöhnen, ächzen, klagen,
Schweizervolk, da ist dein hehres Heimatland.

Wo auf braunen Aeckern goldne Aehren blinken,
Männer Sensen schwingen, Burschen Garben binden,
Wo im Wiesengrund des Abends Rehe trinken,
Junge Frauen singend bunte Kränze winden,
Schweizervolk, da ist dein trautes Heimatland.

Wo in Zeiten der Gefahr an unsern Marken
Mut'ge Männer treu das weiße Kreuz bewachen,
Eintracht alle, alle Herzen läßt erstarken,
Und um Gottes Hilfe beten alle Schwachen,
Schweizervolk, da ist dein heil'ges Vaterland.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

Heinrich griff zum letzten Strohhalm. „Und die Andeutung Fortas, daß ich mich um Schadloshaltung an seinen Vater wenden solle?"

„Auch die wird Ihnen nichts helfen", erwiderte der Beamte; „es ist eine alte Bosheit des Schwindlers, die von ihm Betrogenen an seinen Vater zu verweisen. Ich will Ihnen doch kurz berichten, wer Forta ist. Vor etwa dreißig Jahren lebte in unserer Stadt eine junge Italienerin, die jedermann unter dem Namen die „schöne Beata" kannte. Ihr Ruf war tadellos. Eines Tages aber verschwand sie, und erst nach vielen Jahren erwachte noch einmal die Erinnerung an sie. In Chur tauchte ein sechzehnjähriger Junge auf, der wohl mit Recht behaupten durfte, ihr Sohn zu sein, der aber zugleich eine auffällige Familienähnlichkeit mit einem angesehenen Bürger der Stadt, dem Kaufmann und Rat Paul Grüsch besaß, mehr sogar als die ehelichen Kinder des Mannes. So kam ein altes Liebesgeheimnis zwischen Grüsch und der schönen Beata an den Tag, und der Junge, dessen Mutter inzwischen gestorben war, besaß Briefe, die seine Abstammung erhärteten. Grüsch kam ihm entgegen, rüstete ihn mit Geldmitteln aus, ließ ihm auswärts eine gute Bildung angedeihen; aber stets steckte Paul Forta wieder in Chur und verlangte nichts weniger als den Namen seines Vaters tragen zu dürfen. So hätte ihn seine Mutter, von der er übrigens mit leidenschaftlicher Liebe sprach, von früh bis spät zu ihrem Tod angewiesen. In diesem Punkt aber widerstand ihm Grüsch aus Rücksicht auf seine Familie, Frau und Söhne, und ließ endlich den unbequemen jungen Mann durch die Polizei über die italienische Grenze schaffen. Das war die böse Wendung im Leben Paul Fortas. Ueber die Ehrenkränkung wurde er ein Verschwender und Lump, der, wie vor Ihnen, selbstmächtig unter dem Namen seines Vaters auftrat, und nur aus dem Trieb, ihn zu ärgern Streich auf Streich folgen ließ. Wein, Weiber und Spiel verdarben dann Forta völlig; vor fünf Jahren ließ er sich in St. Moritz eine Heiratsschwindelei mit einer amerikanischen Großmetzgerstochter zu schulden kommen; mit dem kostbaren Schmuck der Verlobten wollte er nach Aegypten fliehen, wurde aber in Venedig verhaftet, heimgeliefert und wir machten miteinander die erste amtliche Bekanntschaft. Seither haben seine Hochstapeleien nur aufgehört, wenn er im Gefängnis saß. Das ist Ihr Kunstmaler vom Gebhardsberg; Sie dürfen versichert sein, daß er das Bildchen, das Sie in seinen Händen sahen, nicht selber gemalt, sondern in einem Laden in Bregenz als billige Dutzendware gekauft hat."

Zaghafter versetzte Heinrich: „Und wenn ich mich doch an seinen Vater wendete?"

Der Polizeidirektor schüttelte den Kopf. „Früher hat Grüsch etwa für den mißratenen Sohn die Schulden bezahlt. Seit der ersten Verurteilung Fortas aber verleugnet er ihn völlig. Er wohnt, vielleicht durch den vielen Verdruß, den ihm der Uneheliche bereitet hat, aus der Heimat vertrieben, bei seinem ältesten ehelichen Sohn, einem Kaufmann in Wien, und wird dort noch weniger geneigt sein, für die Schlechtigkeiten Fortas einzuspringen, als er es in den letzten Jahren hier gewesen ist. Ein Brief an ihn wäre wohl nicht die Marke wert. Ich habe Ihnen nur einen Rat, Herr Landsiedel: Es ist am besten, wenn Sie dahin zurückkehren, woher die fünfhundert Franken oder Mark stammen, und ich bin bereit, Ihnen das Geld für die Heimfahrt nach Tübingen durch das deutsche Konsulat in Zürich telegraphisch zu besorgen."

Heinrich war den Tränen nahe; aber er wehrte ab. „Nein, nur keine Unterstützung — und ich gehe nach Rom, wenn ich mich von Dorf zu Dorf als Landarbeiter durchschlagen muß!"

Nun mengte sich der Schreiber in die Unterhaltung und las ihm das in einem verschnörkelten Gerichtsstil gehaltene Protokoll über seine Aussagen gegen Forta vor.

Als es Heinrich unterzeichnet hatte, sagte der Direktor mit väterlichem Wohlwollen: „Sind Sie in Rom und haben dort ein festes Quartier, so fragen Sie bei uns doch einmal um den Stand der Angelegenheit nach. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß sich etwas von Ihrem Geld retten läßt. Nun doch noch einmal mein Rat: Kehren Sie nach Tübingen heim! Nehmen Sie Ihre Studien wieder auf; machen Sie Ihre Examen. Jeder bereut es später, der aus irgend einem Grund während der Studienzeit von der Universität fortgelaufen ist. Ich weiß, wie ich mit Selbstvorwürfen darüber nicht fertig geworden bin." Ein überredendes Feuer sprühte aus den Augen des lebenserfahrenen Mannes.

Landsiedel aber erwiderte dumpf und fest: „Ich gehe nach Rom!"

Unwillig blitzte es aus dem Gesicht des Beamten. „Dann mit Glück! — Es gibt Menschen, die ihr Brett da bohren müssen, wo es am härtesten ist."

Das Wort setzte sich sonderbar in Heinrichs Brust. Aber nun bloß fort von Chur.

Vom Polizeiamt lief er in die „Schwalbe", um seinen Ranzen zu holen. Den Wirt sah er nicht mehr, aber Mina, die Kellnerin, mit der Perlenschnur im Haar. „Jetzt bin ich so arm, daß ich Ihnen nicht einmal ein Trinkgeld geben kann", versetzte er bedrückt.

„Aber einen Kuß", bat sie mit gelüstenden Augen.

„Nein, weiß Gott nicht", erwiderte er verwundert; „mir zerspringt ja der Kopf vor Weh."

Damit trat er seinen Romweg an.

Zweites Kapitel.

Lang, schnurgerade und staubig lag das Band der Straße in der Sonne, die hoch am Himmel stand. In der Ferne aber stiegen vor Heinrich dunkle Tannenwälder empor, und über den Wäldern etliche Schneegipfel wie frisch versilbert in die Bläue der Luft.

Nur noch einmal wandte er den Blick gegen die Stadt zurück. Aus einem Wall grüner Obstbäume heben sich ihre grauroten Giebel und über sie eindrucksvoll die Türme der alten Bischofsburg. Seine Gedanken sammelten sich in einem Zähneknirschen: „Der Schuft — der Schuft!"

In seinem Leben hatte er aber doch schon einen größeren kennen gelernt als den angeblichen Kunstmaler Paul Grüsch. Der größere war Reinhold von Plus.

So hing er seinen trübseligen Gedanken nach.

Endlich wand sich die Straße einen grünbewaldeten Hügel empor in eine anmutige Voralpenlandschaft. Er erreichte das von uralten, mächtigen Baumkronen umgebene Schloß Reichenau und schaute durch die Fenster einer Holzbrücke auf die jungen Rheine, die scharf gegeneinander gerichtet unter dem Burgfelsen in mächtigem Wogendrang und sausenden Wirbeln zusammenströmen, sich sänftigen und als ein einziger, größerer Strom niederwärts in die Weite ziehen. Hinaus in die Welt!

Wie Schneehauch und Gletscherluft stieg es aus den brodelnden Fluten; gierig sog Landsiedel den kühlen Duft in sich ein. Jenseits der Brücke ließ er den Ranzen von sich gleiten, warf sich am Rand der Straße in den Schatten eines blühenden Holunders, hörte dem Spiel einer Weidenpfeife zu, die ein hoch über ihm auf einem Felsblock sitzender junger Hirte blies und überließ sich dem Schmerz seiner Träume.

Ja, nun war er mitten in den hochherrlichen Bergen, nach denen er sich in seiner welthungrigen Jugend oft heimlich gesehnt hatte. Ueber grüne Waldhalden hinab drang das geheimnisvolle Leuchten der weißen Spitzen, und die Ströme psalterten ihr uraltes Schöpfungslied. Wo aber blieb nun das Wanderglück? — Mit zwei Franken nach Rom! — Der Polizeidirektor von Chur hatte wohl recht; er bohrte das Brett, wo es am härtesten war, und wie der Hunger tat, spürte er jetzt schon im knurrenden Leib. Wie viel Leid doch ein Mensch über den andern bringen kann!

Da kam ein altes Mütterlein, das ein Schaf und sein Junges mit einer kurzen Rute vor sich hertrieb. Die Frau, um deren Stirn ein dunkles Tuch geschlagen war, warf einen strengen Blick in Heinrichs unglückliche Züge und rief ihm ihren Gruß zu: „Bun di!" Er spürte das Verweisende im Ton der Alten; ihm war, sie sagte: Der Mensch hat die Pflicht fröhlich zu sein! Zugleich erinnerte ihn der Gruß daran, daß nun fremder, erst romanischer, dann italienischer Laut den Weg beherrschte.

Der Gedanke stimmte ihn nicht heller.

Wie stand es um sein Italienisch? — Er besaß ja wohl ansehnliche grammatische Kenntnisse; auch hatte er einmal die „Promessi Sposi" Manzonis so gründlich durchgearbeitet, daß ihm zahlreiche Gespräche aus dem Buch noch in der Erinnerung schwebten, und sich sonst manches von der Sprache in den Kopf geprägt; aber was für eine kurze Waffe war dieses im Untergrund des Gedächtnisses halbversunkene Bücherwissen, nun es galt, sich mit dem Alltag um ein Stück Brot herumzuschlagen?

Wenn er wieder heimwärts zöge! In drei Tagen Fußwanderung könnte er ja leicht wieder im lieben Tübingen sein!

Nein — nein, zu vielen hatte er daheim vor seinem Abschied die Hand gedrückt, Professoren und Studienfreunden, Verwandten und Bekannten, welche die tiefern Gründe seiner Romfahrt nicht zu würdigen vermochten, darin etwas Ueberspanntes sahen und glaubten, die ihm von der Mutter hinterlassene Erbschaft sei ihm in den Kopf gestiegen. Welch' ein Spießrutenlaufen zwischen lachendem Hohn links und rechts wäre es, wenn er jetzt nach ein paar Tagen schon wieder daheim erschiene und gestände, daß ihm das Reisegeld gestohlen worden sei.

Am meisten über ihn spotten würden seine Schwester Else und sein Schwager, der Wirt.

Um ihr Gasthaus zum „Waldhorn" und das damit verbundene Bauernheimwesen vorteilhafter auszugestalten, hatten die beiden mit seiner Hilfe das Vermögen der Mutter nach und nach zu ihren Händen genommen, aber die dabei gemachten Versprechungen nicht gehalten. Statt eine notarielle Sicherstellung des Kapitals oder auch nur eine schriftliche Quittung zu geben, hatte sich Wilhelm, der Schwager, in die Brust geworfen und gerufen: „Ist Euch denn mein Ehrenwort nicht ge-

nug?" Und wenn er, der Student, einen Betrag zurückforderte, damit er und die Mutter daraus leben könnten, gab es von Else und Wilhelm versteckte Vorwürfe und ein Tun, als ob sie das Geld von ihrem eigenen schöpften. Doch hatte man sich leidlich vertragen, bis die Mutter gestorben war. Wie er aber nach ihrem Tod mit dem bestimmten Plan vor Schwester und Schwager trat, das Stift zu verlassen und nach Rom, der Stadt seiner Sehnsucht, zu gehen und deswegen sein Erbe herausforderte, kam es zum offenen Streit.

„Auf diesen verrückten Gedanken bist du nur durch die Untreue der Rösle gekommen", ereiferte sich Else, die sonst geschmeidige und liebenswürdige Wirtin. „Sie ist aber nichts so Rares, daß du sie nicht auch daheim verschmerzen könntest. In Tübingen laufen Rudel schöner Mädchen umher, in Stuttgart noch mehr. Da suche dir einen treueren Schatz; das ist klüger, als daß du eines Tages mit einer unordentlichen Italienerin und ein paar kohläugigen Kindern heimkommst, von denen du nicht einmal weißt, ob es die deinen sind oder nicht!"

Er aber beharrte Else und Wilhelm zum Trotz auf seinem Plan, und ihrem Feilschen und Markten gab er nur so weit nach, daß er sich vorläufig mit einer Teilzahlung von fünfhundert Mark beschied, die ihm als Reisegeld dienen sollten. Der Schwager, der diesen Betrag nicht bar besaß, verkaufte einen jungen, schönen Ochsen aus dem Stall. Der Verlust des Tieres reizte den Zorn Elses. Als das Geld zur Auszahlung auf dem Tisch lag, rief sie: „Ob du die Goldstücke in den Neckar wirfst oder mit ihnen auf Reisen gehst, das ist eins! Du bist wohl büchergescheidt, aber unter den Menschen ein Tor und wirst die Schlauern bald finden, die dir den alten Bauernschweiß abnehmen. Gewiß schon lange vor Rom! Wenn sie dich nur nicht auf dem Schub wieder nach Tübingen zurückbringen. Die Schande möchte ich an dir nicht erleben, du Tunichtgut!"

So die von ihm jugendlang geliebte und bewunderte Schwester Else! Im Zwist war er von ihr gegangen. Nun hatte sich nach ein paar Tagen Wanderschaft ein Stück ihrer zornigen Prophezeiung schon erfüllt; aber das sollte sie nicht erleben, daß er ihr die Niederlage eingestehen mußte.

Heinrich seufzte bergschwer.

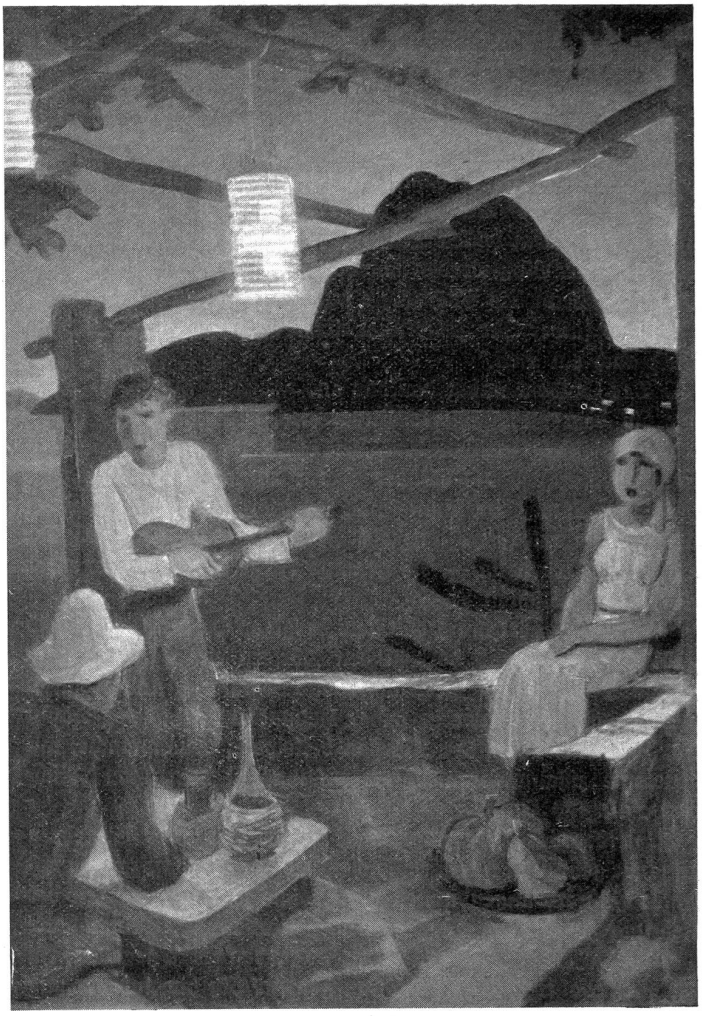
Aus mystischen Tiefen spürte er, woher der Unstern kam, der über seinem so froh begonnenen Wege stand. Er durfte nicht an seine kürzlich verstorbene Mutter denken, ohne daß ihn das Gewissen schlug. Die herbgütige Frau, die sich dem Glück der Kinder geopfert hatte, war bitter von ihnen enttäuscht in die Grube gefahren. Die Hinterhältigkeit, die er bei seiner Liebschaft zu Rösle der Mutter gegenüber geübt, hatten der Lebenssatten den Todesstoß versetzt.

Daher kam's, daß er im Unsegen wanderte!

Wie der verlorene Sohn im Gleichnis saß er unter dem Holunderstrauch an dem von roten Steinnelken durchglühten Rasenbord und hing seinen trüben Gedanken nach.

Da rollte aus dem Brückengang hervor ein Wägelchen. Der Bauer, der den Einspänner leitete, wechselte mit dem Fremdling einen leichten Gruß. Möglich, daß er in seinen Augen eine Bitte zu sehen glaubte. Als er schon an ihm vorübergefahren war, wandte er den Kopf, deutete mit dem Peitschenstumpf auf den leeren Platz neben sich und sagte: „Wenn Ihr aufsitzen mögt! — Einfältig gefahren ist immer noch besser als hochmütig gegangen!"

Landsiedel tat die kleine Güte wohl; die Fahrt gab sich; aber der Bündner wandte sein Gespann nicht auf die Splügenstraße, wie der junge Wandersmann angenommen hatte, sondern rechtshin, langsam das Talgehänge des Vorderrheins empor. Darüber erschrak Heinrich ein wenig; aber er war durch



Entwurf zu einer 1. Augustkarte. Hans Schoellhorn, Winterthur

das Abenteuer in Chur das Blatt im Wind geworden, das sich jetzt von jedem Zufall treiben ließ.

In einem Verschlag hinter dem Sitz führte der Bauer, der währschaften Halbsonntagsstaat trug, ein Dutzend kleiner Schweine, die wegen ihres Piepens, Grunzens und Schreiens eine nicht gerade angenehme Reisegesellschaft waren.

Er bot seinem Gast eine lange, schwarze Zigarre an, wie er sie selber rauchte: „Den Strohhalm müßt Ihr herausziehen — und hier ist Feuer!" Es war für eine längere Weile das einzige Wort, das er sprach, und die fremdartige Färbung des Tones verriet den Romanen. Er hatte wohl auf dem Markt in Chur gute Geschäfte gemacht; denn sein kaltgescheidtes Gesicht deutete nicht auf die Menschenfreundlichkeit, die er bewies, und seine lange, von strenger Arbeit ausgemeißelte und ausgemergelte Gestalt gab das Bild eines harten, zähen Gebirglers.

Das beißend scharfe Kraut der Zigarre trieb Heinrich schier die Tränen in die Augen, half ihm aber über die Qual des Hungers hinweg. In einem leichten Dusel, den er schier wohltätig empfand, verharrte er schweigend neben seinem ebenso stillen Gefährten und genoß die Bilder am Weg, die dichtzusammengedrängten Dörfer mit den steinbeschwerten Holzdächern, mit Kirchen und Kapellen, die schon an italienische Vorbilder erinnerten, die schauerlichen Schluchten, in denen sich der Rhein wie ein wildes Tier im Gefängnis hin und her warf, die Flüsse, die in den kleinen Nebentälern zu Schaum aufgelöst über die Felsen niederflatterten, und die schimmernden Schnee-

spitzen, die mit der einen Wegwendung hervorguckten und mit der andern verschwanden.

Allmählich begannen die beiden nun doch zu plaudern. Der Einheimische, dem das Deutsche etwas schwer durch das Gehege der Zähne ging, fragte nach dem Ziel und Zweck der Reise, und Heinrich schloß seine Auskunft mit der Bemerkung: „Ich hätte mich wohl besser dem Splügen zugewandt."

„Was tut's?" erwiderte ihm der Weggefährte. „Ich wohne in Curaglia, dem letzten Dorf am Lukmanier, der auch in den Süden führt. Bloß werden wir dort erst gegen Mitternacht ankommen. Wenn das Euch nichts ausmacht, fahrt ruhig mit. Ein Gasthaus findet Ihr zwar nicht mehr offen; aber ich habe für Euch auch ein Bett."

Der Student nahm dankbar an.

In dem Bergstädtchen Ilanz hielt der Bauer das Fuhrwerk vor einem Gasthaus an, ließ einen Freund und Militärkameraden rufen, und als der Mann kam, gab sich ein Trunk und Vesperimbiß. Da konnte auch Heinrich seinen Hunger stillen und atmete erleichtert auf, als Peter Cabon — so hieß der Bauer von Curaglia — die gesamte Zeche mit der Miene der Selbstverständlichkeit beglich.

Auf der Fahrt durch das stets bergiger werdende Oberland gab es noch da und dort in den Dörfern einen kurzen Halt, grüßte Peter Cabon Verwandte und Bekannte, und Heinrich merkte, daß der Bauer in seiner Heimat ein geachteter Mann war, der auch öffentliche Würden bekleidete; denn manche, mit denen sie zusammenkamen, redeten ihn mit dem Titel „Richter" an.

Es bedrückte ihn aber, daß er bei den paar Einkehren stillschweigend und nur um Bescheid zu tun die Gastfreundschaft seines Führers angenommen hatte, ohne selber einen Teil der Zehrung zu erlegen. Wahrheit oder Einbildung, Cabon hatte ihm deswegen auch einmal einen fragenden Blick gegeben. In der Weiterfahrt rückte Heinrich auf seinem Sitz hin und her und überlegte, ob er seinem Wohltäter das Abenteuer in Chur gestehen wolle oder nicht. Dabei seufzte er ein paarmal, ohne daß er es selber wußte, aus Herzensgrund.

Cabon fragte, ob ihm nicht gut sei.

Heinrich legte nun wohl oder übel sein Bekenntnis ab und schloß es etwas schwermütig mit den Worten: „So bin ich der Mann, der mittellos nach Italien reist!"

Offensichtlich war aber der Eindruck, den das Geständnis auf den Bündner machte, ein herzlich schlechter. Aus den dunkeln Augen flammte ein mißtrauischer Blick in die blauen Landsiedels und glitt dann argwöhnisch forschend seinen Leib hinab bis auf die Spitzen der Schuhe.

„Das glaube, wer mag!" versetzte Cabon kurz. Als sei er nun gegen seinen Gast verschlossen und vernagelt, wandte er seine Aufmerksamkeit bloß noch dann und wann mit einem ermunternden Ruf auf sein struppiges Bergroß, das getreulich die lange, schmale Straße dahintrabte.

Bald wurde die Stille für Landsiedel qualvoll. Was sollte er anfangen? Die Tränen heimlichen innern Elends drängten sich ihm in die Augen, und er biß die Zähne zusammen. So schlecht ging es einem, wenn man kein Geld besaß. Gott, was würde in den nächsten Tagen aus ihm werden!

Da hielt er es nicht mehr aus. „Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit", würgte er heiser hervor. „Sie gestatten, daß ich aussteige und den Weg wieder unter die Füße nehme!"

Dem selbstbewußten Bauern gefiel die Empfindlichkeit des Gefährten; über seine vorherige Schroffheit errötend, versetzte er: „Nein, so war es nicht gemeint! Ich kann mir aber nicht vorstellen, wie es einem anständigen Menschen zu Mute ist, der mit bloß zwei Franken durch die Welt reist. Mir wäre es, wie wenn ich am Sonntagmorgen im bloßen Hemd in die Kirche gehen müßte. Daß Ihr aber sonst ein anständiger Mensch seid, glaube ich gern. Ihr kommt gut im Gewand und seht aus, als ob ihr eine brave Mutter gehabt hättet. Fahrt also nur ruhig mit mir und geht am Morgen mit Gottes Segen weiter!"

Die versöhnlichen Worte schienen Peter Cabon selber eine Herzenserleichterung zu sein; er war nun mit Heinrich lieb und gesprächig.

Fortsetzung folgt.

* * *

Vom Entbehrlichen und Unentbehrlichen

(Sonntagsgedanken.)

Laut obrigkeitlicher Weisung haben wir „entrümpeln", endgültig abfahren müssen mit all dem Kram, der uns eigentlich schon längst hindernd im Wege war, von dem wir uns aber bisher noch nicht ganz trennen konnten. Es gibt zwar auch Leute, die kommen von unnützem Gerümpel nie los. Sie räumen ihn fortwährend auf, ordnen ihn neu, stauben ihn ab, müssen sich überhaupt fortwährend damit beschäftigen, denn Gerümpel aufbewahren braucht nicht nur Platz, sondern auch Zeit und Arbeitskraft. Dabei aber finden sie oft nicht die nötige Zeit für das, was wirklich Pflicht wäre. Am wirklichen Leben um sie herum, an den Mitmenschen, ihrer Freude und ihrer Not, sehen sie vorbei. Sie haben eben immer anderes zu tun.

Es kann sehr wohl sein, daß ein solches Verhalten ein Ausweichen ist, ein Ausweichen vor der wirklichen Pflicht, vor dem harten Ernst des Lebens. Dann ist einem der anstrengendste und zeitraubendste „Betrieb" willkommen, wenn er nur ablenkt. Es war einmal ein Bankbeamter. Der fing an zu spekulieren und vergriff sich bald an dem, was nicht ihm gehörte. Niemand merkte es. Trotzdem wußte er ganz genau, was nun seine Pflicht gewesen wäre. Dieser aber wich er aus, indem er sich in einen wahren Wust von Arbeit warf. Nie war er so eifrig im Geschäft, nie leistete er in seinen freien Stunden so viel „nützliche" Hilfe in zahlreichen gemeinnützigen Werken. Hinter diesem Umtrieb verschanzte er sich gegen die Forderungen seines Gewissens. Das Unnötige sollte ihn schützen vor dem Notwendigen, die Menge der Arbeit vor der einen heiligen Pflicht. Geschützt hat sie ihn aber nicht, es kam alles, wie es mußte.

Wie hat doch Jesus zur geschäftigen Martha in Bethanien gesagt (lies Lukas 10!)? — „Martha, Martha, du machst dir viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not!" Gerade das Eine, das ihre Schwester Maria tat, nämlich alles Ablenkende auf der Seite lassen und scharf hinhören auf das, was Jesus uns Menschen zu sagen hat. Gewiß, wir sollen nicht n u r Jesu zu Füßen sitzen und den andern alle Arbeit überlassen. Das hatte Maria auch gar nicht im Sinne. Auch Christen sollen auf allerlei Weise tätig sein und „wirken, solange es Tag ist". Aber das Wirken, Schaffen, Putzen, Pflanzen, Zeitunglesen, Geldverdienen darf nicht zur alleinigen Hauptsache werden, darf nicht a l l e Zeit auffressen, sodaß das andere, das allein und unbedingt Notwendige unterbleibt: Das Stillewerden und Hinhören auf Gott. Das muß seinen unverrückbaren Platz haben in unserm Leben, das darf unter keinen Umständen fehlen, denn es ist das Eine, das Not tut.

Wohlgemerkt, es gibt auch „fromme" Ablenkungsmanöver, eine geistliche Vielgeschäftigkeit auf Kirchenbänken, auf und unter Kanzeln, in kirchlichen Vereinsanlässen und sonstigen „guten Werken", bei denen man sich einredet, man „diene" selbstlos Gott und den Menschen. Ja, man dient, dient sich selbst, seiner Eigensucht, seiner Ehrsucht. Gott kommt dabei zu kurz. Aber gerade ihn sollen wir hören, ihm Recht geben, seinem Worte gehorchen. Um das allein geht's für uns alle. Das muß sein. Das andere können wir nach Belieben abbauen, dieses nicht.

Wenn wir Christus zu uns reden lassen, die Verbindung mit ihm nicht abbrechen, dann stimmt's. Alles andere kommt nachher.

Lw.